

# Fedjas Flucht

Ausschnitt aus dem II. Kapitel des gleichnamigen Romans von  
Ditha Brickwell

*Ljubljana, 3. Mai 1945: Eine katholische slowenische Familie wird hinter den Deutschen her nach Österreich fliehen. Doch der fünfzehnjährige Fedja will zu den Partisanen gehen, zu seinem Cousin Mischa und dem Mädchen Serafina. In einem Stadtpalais wird er Zeuge eines Gesprächs zwischen Mischa und einem Abgesandten Titos über die Gewalt des slowenischen Bürgerkriegs. Die beiden Lager sind unversöhnlich, lernt Fedja, Utopien verurteilt zum Scheitern.*

Die Kirche ist voller Menschen, er findet einen Platz an der Säule, der Vater hat sich umgewandt und ihn gesehen, wird ihn bis zum Ende der Messe nicht mehr suchen, es eilig haben, weiter regieren gehen – in dieser Zeit auch sonntags im Amt – die Mutter wird ihn bei anderen Familien vermuten, bis sie den Brief findet. Im Scharren am Beginn der Predigt, als sich alle für das Zuhören zurechtrücken, löst er sich aus der Bank, bewegt sich behutsam im Schatten des Seitenganges und schlüpft durch den schmalen Schlitz des Tores. Rennt, springt, über die Steinquader, Se-ra-fi-na, jetzt komme ich.

Er schaut in jedes Frauengesicht, doch es sind zu Masken erstarrte Fratzen, aus Falten, Rissen und Wellen, mit stumpfen Augen, ins Irgendwo gedreht. Sie hocken auf Decken unter wackeligen Baldachinen, aus Schürzen oder Tüchern. Zeltstadt Dreibrücken. Schmale Pfade zwischen Lagernden. Auf der Straße nach Norden hin rucken die Fuhrwerke, die weiter fahren. Von dort her schwillt Schreien und Kreischen, hier ist ein Murren und Scharren, bis vor die Tür des Kaffeehauses hin. Der Kellner Sergej steht auf den Eingangsstufen und drängt Frauenschultern zurück, die sich gegen ihn schieben.

„Er ist drüben in der Altstadt!“ ruft ihm Sergej über drei Köpfe hinweg zu, „du wirst schon sehen, wo auf dem Platz die Leute hineingehen.“ Fedja, angestoßen, weicht zurück in eine Spalte zwischen Menschenleibern, läßt sich fortreiben, auf die Balustrade zu. Auf der Brücke findet der Fuß kaum einen Pfad zwischen Binkeln und Packen. Auf der Altstadtseite kommt er schneller voran, bis auf den großen Platz, vor ein stuckgeschmücktes Tor, das Menschen aufnimmt und hergibt; er geht hinein, wie einer, der schon oft hier war, herein gehört, weiß, wohin er will. Er läuft, wie zehn andere, die breite Stiege hinauf und gegen das Licht und hinüber. In der Zimmerflucht liegen die Lichtstreifen

aus hohen Fenstern quer, dunkel-hell-dunkel; Leute trappeln; ein sonnenglühendes Eckzimmer am Ende. Hinter Schattenbalken irgendwo sind Geheimtüren, andere Korridore, klappt eine niedrige Tapettentür auf, kommt ein Rauschen aus trüben Dienstbotengängen. Fedja bleibt im Hauptstrom der Säle und Kabinette, wo Männer in rauen, schmutzigen Röcken sich auf seidene Sofas räkeln, an polierten Tischen schreiben, im Glanz der Zimmer aufgenommen als herber Schmuck. In einem kleinen Kabinett mit Eichentäfelung ausgeschlagen, klafft eine Tür zum Hintertrakt.

„Wir sind die neue Macht“, spricht eine Stimme über Fedjas Schulter, „siehst du das?“ Neben Mischa steht ein Mensch, gewaltig wie ein Bär, „das ist mein kleiner Assistent Fedja und das hier Cyril, mein ältester Freund unter den Kroaten, wir gehen jetzt hinauf, wo Cyril sich ausschlafen kann.“ Durch die Paneeltür gelangen wir zu einer Spindelstiege, die ein fahles Licht von oben empfängt. Hier ist es still, nur die knarrenden Holzstufen geben den Takt der Schritte an, viele Windungen, Mauergeruch, Moderwolken, Holzduft. Wir stehen auf dem Dachboden. Zwischen den Balken und Sparren hängen Decken und Tücher, in den luftigen Kojen stehen Feldbetten, liegen Deckenstapel. Mischa führt uns in einen dämmrigen Winkel, der mit dunkelrot und weiß gemusterten Teppichen ausgelegt ist. Auf einem zierlichen Tischchen stehen Flaschen und Gläser. Wir kauern auf samtene Polstern. Laß uns die Bequemlichkeit der versunkenen Zeit genießen... Mischa schenkt ein, für sich und für Cyril – und mit einem Seitenblick auch für Fedja. Er zündet eine Zigarette an:

„Wir sind die neue Macht,“ sagt er und bläst zischend den Rauch weg, „die Menschen strömen uns zu, die Brigaden füllen sich auf, die Dienstboten der vormaligen Herren sind zuvorkommend zu uns, wir hasten durch die Schlösser zu eiliger Arbeit, bevor wir – oder die Deutschen – sie niederbrennen, so war das in der Gottschee, so ist es überall. Aber bevor du deine Ruhe nach der Reise bekommst, Cyril, trinken wir noch einen auf die neue Macht.“ Er schenkt ein, für sich und den Freund, Fedjas Glas ist noch voll, die vom Schnaps verätzten Lippen haben nicht mehr als einen Schluck in die Kehle gelassen. Mischa kippt den Kopf zurück, der Inhalt des Glases soll in einem Schwall schnell den Magen erreichen.

„Hast du Nachrichten für mich?“

„Eine Menge,“ sagt Cyril, seine Augen gleiten über Fedjas Gesicht, Fedja, der Assistent, hört nicht zu, macht sich klein, denkt an nichts, ergreift zwei leere Flaschen und räumt sie fort. Hockt sich hin und streicht Linien in den Staub. Ist in seinem eigenen Hohlraum von Aufmerksamkeit.

„Warum müßtet ihr sie allesamt hinrichten?“

„Cyril, du fragst wie der andere Genosse vom Obersten Stab.“

„Und was hat der Genosse Kardelj geantwortet?“

„Er sagte: das sollte sie demoralisieren! Und er lachte dabei, wie der Genosse Vorsitzende immer lacht, wenn er vollständig überzeugt ist.“

„Bist du überzeugt, Genosse?“

„Nein, Genosse, die Frage kommt immer wieder aus dem Hinterhalt: Warum alle töten ohne Prozeß und ohne Rücksicht auf persönliche Schuld? Doch es folgt immer wieder die Einsicht, daß solche humanistischen Regungen nur ererbte Reflexe einer katholischen Kindheit sind. Wir sagen uns: die Kämpfer waren erbittert und müde, hatten selbst viele Genossen verloren. Ihnen kamen die Freudenfeste in den Sinn, mit denen die Dörfer an der Küste den Untergang des Faschismus feierten. Und sie dachten an die Deutschen, die näher rückten, die sie gerne aufgehalten hätten. Stattdessen würden sie gegen die Weißgardisten kämpfen, junge Burschen, wie sie selber, die sich von ihrer verräterischen Obrigkeit in Zucht nehmen ließen, diesen unverbesserlichen Alten, die mit ihren schändlichen Parolen die Jugend in den Kampf lockten und sich selbst in Luxushöhlen verkrochen. Die Genossen schlachteten diese unsere Brüder, weil sie sich verführen ließen und auf die falsche Seite gingen – und dort blieben, aus Angst vor uns. Das ist ihre ganze Schuld. Die deutschen Faschisten verdienten zuerst unseren Zorn, aber die Faschisten verlieren ohnehin an allen Fronten. Der internationale Imperialismus erlebt ein Inferno. Die sowjetischen Genossen kämpfen den entscheidenden Kampf. Wir hier haben unser Haus für die Revolution aufzuräumen, sauber zu machen. Jetzt und gründlich ... so sieht das zumindest der Genosse Kardelj. Wir Genossen müssen den Söhnen der alten Eliten unversöhnlich gegenüberstehen. Der Vorschlag der Weißen zu einem Nichtangriffsabkommen wäre abzuwehren gewesen, hätte er nicht den Genossen das Tor zu Scheinverhandlungen geöffnet, die sie klug zu nutzen wußten. Sie schickten Frauen zum Reden auf

die Burg Turjak – die Frauen der Weißgardisten zusammen mit dem Wirten aus dem Dorf und einem Studenten als Führer. Die beiden hatten Seile im Rucksack. Ließen diese heimlich vom Turm herab. Der war nicht bewacht, vom steilen Absturz her erwarteten die Weißen keine Gefahr. In der Nacht kletterte ein Genosse an der Turmmauer empor und legte Sprengsätze an die angrenzende Mauer, das war die Schwachstelle der Burg. Von Süden her donnerte die Kanone, das Geschenk der Italiener. Die Ostmauer stürzte unvermutet ein, mitsamt der Kapelle. Was nützte noch der Turm? Mauer um Mauer wurde erkämpft und gesprengt – trotzdem hielten die Weißen in ihrer Verbohrtheit tagelang aus, das hat vielen Genossen das Leben gekostet, erst am 19. September am hohen Mittag haben sie die weiße Fahne gehißt und die Burg übergeben.“

„Wieviel Tote?“ fragt der Genosse Cyrill, und sein breiter Kopf, hoch aufgerichtet, bleibt im Dunkeln. Mischa schenkt sich wieder Schnaps ein, die anderen Gläser sind noch halbvoll.

„Mit den toten Gefangenen: vielleicht siebenhundert.“

„Und wieviel tote Genossen?“

„Dreihundert oder mehr.“ Cyril steht auf, den Kopf unter die Dachschräge gebeugt fragt er:

„Wo sagst du, Genosse, ist Wasser?“

„Geh in den Oberstock zurück, von der Bodenstiege aus links, wirst schon sehen.“ Die Schritte lassen die Holzstufen ächzen, die Tür schlägt auf, das Summen der unteren Säle schwillt herauf. Mischa trinkt, und es wird wieder still. (Die Tür ist zugefallen).

„Deine Brüder waren in Turjak, Fedja, oder nicht?“ Mischas Lippen sind rund, die Silben fließen träge heraus. „Bo und Milovan, ich sehe sie an unserem Tisch, beim Weihnachtsessen in Lemberg. Bo unser Liebling – später in fremden Katakomben als Quäler unterwegs, und Milovan, der Zarte, mit einer Kokarde in falschen Farben auf dem Kopf, deine Brüder, Fedja, sind sie umgekommen auf Turjak?“

„Nein, sie sind rechtzeitig abgezogen, waren bei den Bergbrigaden, die sind über die Höhen fort.“ Mischas Blick sucht die Teppichmuster ab.

„Unser beider Freund Matija, von dem ich meinen Partisanennamen habe, war dort.“ Mischa schenkt für sich Schnaps nach. „Mein Kinderfreund Matija, er kletterte zu rasch am Seil empor, zu hastig, wollte alles gut machen, schwingt übermütig vom Turm auf den Mauerbogen der Kapelle, eingeklammert in das Altarfenster legt er den Sprengsatz an und zündet – hatte die Lunte noch in der Hand als er schon starb, sagen sie, die Bresche war groß genug, hat vielen anderen das Sterben erspart.“ (Das Gesicht des Matija, als die Steine stürzen, in Blitz und...) Mit Gepolter kommt der Genosse Cyril zurück.

„Es besteht die Notwendigkeit der Einigkeit des Volkes“, spricht er (als hätte er die Worte im Waschraum erfahren). Sein Körper strömt Frische und Kälte aus. „Der Zusammenhalt ist jetzt, wo das Ziel näher kommt, wesentlich. Jeder Weißgardist, der lebt, ist ein Sprengsatz an der Zukunft. Jeder Tschetnik, der heute verschont wird, könnte später die neue Gesellschaft sabotieren. Deshalb war auch der Tötungsakt an den Gefangenen von Grčarice zu billigen...“ Mischa hat wieder zwei Gläser vollgeschenkt, Cyril ergreift eines und dreht es. „Aber warum sie abschießen wie Tiere?“ fragt Cyril und gibt sich atemlos die Antwort selbst: „Es fehlt den Genossen die Technik für den Übergang in die neue Zeit; sie haben keine Regel, wie mit der schuldigen Klasse zu verfahren sei. Sie sehen in der Theorie die neue Zeit vor sich, die Utopie schwebt im klaren Licht herab zur Wirklichkeit, aber der Weg dorthin ist noch im Dunkeln.“

„Ich sehe das klare Licht,“ lallt Mischa, kippt den Kopf, setzt das Glas mit dem wasserhellen Schnaps an, trinkt und wärmt des Glas zwischen seinen Händen, „und ich sehe einen Graben und die Genossen am Rand mit steilgehaltenen Gewehren, nicht, wie man sie gegen Feinde hält.“ Das Glas schwebt zurück zum Tisch, wird vollgeschenkt und gleitet über die Knie zum Mund. „Doch was ist Töten? Ich war nicht vor Turjak. Ich habe in der Sutjeska gekämpft und niemanden erschossen. Ich zielte nur in eine Silberwand aus Rauch. Mein Feind war im röhrenden Wald, der hie und da vor Schmerz schrie, also hielt ich meine Feuergarbe dagegen, und die Antwort kam in Donnerschlägen von da und dort. In der Stille danach, wenn das Pfeifen nur einen Seufzer lang aussetzte, sprang ich auf und hetzte dorthin, wo ich den Einschlag gesehen hatte. Sie treffen niemals das gleiche Loch, sie schwenken die Haubitze weiter und durchkämmen den Berghang. Ein Granattrichter ist der sicherste Ort in

einem solchen Kampf, und willst du weiter, so hopst du wie ein Springbock von Knall zu Knall, von Deckung zu Deckung. Du siehst nichts in der Grube im Dampf, du hörst nur das Heulen und spürst den Einschlag – und auf geht's, dorthin, wo die Staubwolke aufgetrieben ist. So überlebte ich den Kampf am Dragaš-Sattel, den Weg durch die Zelengora und hielt den letzten Durchlaß für Tito und den Stab aus dem Kessel der Deutschen offen. Und wozu? Für ein neues Land, sage ich. Nur, daß mein gerechter Krieg hinter einer Wand von Rauch und Gestank irgendwo zurück geblieben ist. Also: Auf den Neuanfang.“ Cyril steht auf und schaut sich zwischen den baumelnden Tuchwänden um, „der bewaffnete Kampf muß sein“, sagt er zerstreut.

„Aber nicht mehr lange. Wir sind die neue Macht. Hast du nicht immer gesagt, wir slowenischen Genossen hätten keine kämpferische Kraft? Daß wir uns niemals allein befreien könnten? Also, wozu bist du jetzt da?“

„Als Undergroundkämpfer in der Stadt seid ihr stark. Der Genosse Kardelj ist lange Zeit nicht in den Wald gegangen, also ward ihr in der Stadt stark. Nur das planlose und irrtümliche Liquidieren war nicht so glücklich.“ Um das zu sagen ist er zu uns zurückgekommen.

„Nicht so glücklich,“ auf Mischas Lippe platzt eine Speichelblase, „liquidieren heißt flüssig machen. Prost.“ Er hebt sein Glas (das aber leer ist). „Liquidieren, das ist Zerquetschen, du drückst, und der Saft quillt heraus. Aus den Leibern der Insekten schlappt der Saft. Liquidieren ist nicht Hinrichten. Hinrichten macht den Toten zum Verbrecher, Töten macht ihn zum Feind, Liquidieren zum Insekt. Prost. Wir sind die neue Macht. Gut organisiert und gut bewaffnet, weil: die Geschichte kommt als Verbündete auf uns zu. Wir schwächten den deutschen Aggressor. Die Briten zählten die Toten, rechneten sie uns zu und zählen jetzt auf uns. Glänzende Mathematik. Die einen besitzen und stürzen ins Verderben, die anderen haben nichts zu verlieren und kämpfen sorglos. Die Gleichung geht auf. Die Kollaboration wird den Klerikalen nicht verziehen. Die Unversöhnlichkeit der Genossen ist unauflösbar.“

„Wo, glaubst du, kann ich mich für eine Weile ausruhen?“ fragt Cyril, der eine zweite Schleife zwischen den Matratzen während der Rede des Mischa gedreht hat.

„Sich selbst“, sagt Mischa, und sein Glas beschreibt einen Kreis, „die Matratzen, die wir aus der Kaserne geholt haben, liegen da wie die Spielfelder auf einem Schachbrett, sind von weißen Kollaborantenköpfen eingedrückt und von Aggressorenärschen plattgewalzt. Jetzt werden sie von Partisanen-Rücken besetzt. Stell dich Läufer auf ein schwarzes Feld. Die Okkupanten haben gezogen, jetzt sind die Alliierten an der Reihe, die legen sogleich die Begrenzungslinien des Schachbretts neu aus, an der Drau, an der Save. Wir Genossen studieren die Mechanik des Spiels, das Volk berauscht sich am historischen Augenblick.“ Cyril schiebt mit der Fußspitze eine Matratze zurecht. „Ich schlafe gleich hier“, murmelt er.

„Das Volk schreibt seine Geschichte selbst“, redet Mischa weiter mit leerem Blick, „das malten die Genossen auf ein Transparent in Kočevje, um es über den Köpfen der Delegierten anzubringen. Schreibt das Volk selbst? Oder wir, die Avantgarde, die für das Volk denkt und handelt – und es in tödliche Scharmützel entsendet? Oder sind es vielmehr die Spieler Churchill und Stalin, die uns längst an den Köpfen gepackt haben? Ah ja, es herrscht Aufbruch in Einmütigkeit und Begeisterung. Wir sind geleitet von einer neuen Theorie.“ Cyril läßt sich auf die Matratze fallen, streckt die Füße aus, legt den Kopf auf seinen linken Arm und schaut in das Dachgebälk hinein (vielleicht kommt von dort der Schutzengel und drückt dir die Augen zu, pflegte Marta, die Köchin, zu sagen; aber der Genosse hält die Augen offen und hört zu). „Der Utopismus der Theorie und die Widersprüche zur Wirklichkeit, wie lösen wir sie auf? Die neuen Machtblöcke in Europa sind schon jetzt hinter ideologischen Lügen verbarrikadiert, um sich vor unseren Aufbrüchen in die Zukunft zu schützen. Wieder werden zu alten Herren gewordene Kämpfer ihre idealistische Jugend gegen enthusiastische Jugend hetzen, bis zur Leerung des Kampffeldes, wie auf dem Schachbrett. Schubladen tun sich auf, um die Toten zu verschlingen. Aber wir lassen dich jetzt ruhen, Genosse, daß dich der Schlaf verschluckt.“ Mischa packt die Flasche, in der noch ein Mundvoll Schnaps schwappt, legt mir die Hand auf den Kopf und dreht ihn zur Holzstiege, die zur Bodentüre hinunterführt. „Wir gehen jetzt dort hinaus.“ Er steht, richtet den Blick aus und geht mit zierlichen Schritten, weicht den Tüchern, Binkeln, Matratzen und sich über den Boden streckenden Quertramen aus, er stolpert nicht, paßgenau tänzelt er durch die Unordnung. Am Geländer der Stiege hält er sich fest, das Licht aus dem Bodenfenster strahlt ihn an. Als er mich neben

sich spürt, sagt er leise: „Woher diese Zweifel?“ Er wischt sie von der Stirn weg. „Immer wieder legen sich Zweifel in mein Gehirn, haben einen Gewohnheitsplatz da drinnen, von Kindheit an, haben sich in meinem frommen Kinderleben eingewöhnt, die Zweifel, durch tägliche Gewissenserforschung zur Nacht.“ Schritt für Schritt geht er die federnden Holzstufen abwärts. „Beichtgang jeden Freitag! Oh! Meine Genossen, die sind immer kampfbereit, lustvoll neugierig auf das Kommende...“ Schritt, „Nachdenken und Entscheiden liegt in der Hand der führenden Genossen im Stabsquartier. Bedingungsloses Dazugehören.“ Schritt und Schritt. „Keine Bündnisse. Kein Wechsel der Parolen. Begreife doch die führende Rolle der Partei, Genosse. Sie hat immer recht. Aus ideologischen Gründen.“ Mischa öffnet die Bodentür, und wir stehen im lichten Stiegenhaus, über uns der gemalte Himmel des Deckenfreskos, schwelgende Frauen, von Luft gebauscht Kleider, ein Finger zeigt... auf was?

„Die Existenz Gottes“, sagt Mischa in das helle Stiegenhaus hinein, „die existentielle Frage ist ausgespart.“ Im großen Schwung sucht die Hand und findet das Geländer. Er lehnt gegen die Balustrade und beugt den Kopf weit hinaus über den Abgrund, das Gesicht dem gemalten Himmel zugewandt, gedehnt zum Staunen. Der Kopf wird wieder hergeholt und vorwärts gebeugt und rückt sich über dem Stiegenlauf zurecht. Abwärts gehen ist leicht, die Stufen sind breit und flach, Fuß vor Fuß setzend schreiten wir. „Ich liebe meine Zweifel“, raunt mir Mischa ins Ohr. „Die süßen lauen Zweifel am Ostermorgen: Der Auferstandene kommt und isst und geht, und sie erkennen ihn nicht, verwechseln ihn mit Gärtnern und Fischern. Und keiner darf ihn berühren, wenn er sie anredet, warum? Die müden, schönen Zweifel im Dunkel des Beichtstuhles... ich bekenne, daß zwischen meinem Glauben und der Welt draußen eine Kluft klafft, von unbekannter Länge und Tiefe; laß uns gemeinsam hineinleuchten, mein Sohn. Laß uns gemeinsam in die Sakristei gehen.“ Mischa salutiert, und der Mann, der an ihnen vorbei die Stiege heraufkommt, grüßt erschreckt zurück, wendet sich nur kurz um, und Mischa hat längst die Hand von der Stirn fortstürzen lassen. „Mein Herr Kaplan, mein Kinderkatechet, hatte die Sehnsucht nach dem Verstehen längst aufgelöst, er trieb in der Suppe der Gewohnheiten. Er überließ die Wahrheitsfindung dem Papst. Mein Herr Kaplan besaß Worthülsen, vom Papst überreicht, vom Bischof in die Pfarre weitergeben, vom Pfarrer eingepflanzt. Genauigkeit der

Formel. Gewöhnung trägt die Gemeinde. Ich aber liebe die Einsamkeit des Zweifels. Ich habe meinen Zorn!“ schreit Mischa auf und stützt sich auf die schräge Marmorplatte der Balustrade, daß er schauen kann, wer ihn bestaunt, doch im Geklapper der Schritte, im Lärm von aneinanderstoßenden Gerätschaften und Gerümpel horcht keiner zu, seine Rede ist eingemischt in das Durcheinander von Rufen und Schlägen. „Meinen Zorn über die Fortsetzung des Krieges, den Überfall auf die Sowjetunion, die Hilflosigkeit der Eltern.“ Er packt meinen Arm, schiebt mich vor sich her und vor das Tor. „Der Zweifel ist das Seelenfutter. Hör zu: Zweifeln heißt, die Muster der Widersprüche immer eingehender verfolgen“, er grinst mich an, „und plötzlich schaut in der Nacht das Unfaßbare herein. Was ist hinter dem Universum? Was zündet das Leben? Vorsichtig nie Gesagtes oder kaum Gefragtes in Worten formen – das ist ein Höhenweg voller Abstürze.“ Mischa redet zu sich, vielleicht auch zu mir von der Seite. Er biegt in eine Passage, die kühle Luft beschleunigt seine Schritte. „Immer oben bleiben, an der Kante entlang torkeln, so lange, bis das Unerwartete erscheint und dich tröstet. Zu mir ist es gekommen und nannte sich atheistischer Sozialismus. Der fügte in meinem Kopf alles zusammen, Gefühle, Analysen, Erlebnisse, Umwege. Bis eines Tages die Gewöhnung sich drohend zeigte. Ich erkannte diesen Schädling zuerst an der Sprache der Genossen. Die Sätze wurden abgegriffen und ausgelutscht weitergereicht, weil: Angesichts des Feindes gilt Zusammenhalt. Die Vorherrschaft der gemeinsamen Worte. Mögen sie falsch, unerhört oder gelogen sein. Keine Prüfung, keine Widersprüche und niemals Gegenreden. Die Genossen nahmen mir das Kostbarste, das ich bislang besaß: die Muße zum Zweifeln.“

„Was willst du bei uns?“ fragt er – und wir stehen auf den Stufen vor dem Tor.

„Mitarbeiten für die neue Zeit.“

„Du bist noch ein Kind.“

„Ich bin Kind und erwachsen zugleich. Das ist mein Vorteil.“

„Du weißt alles. Gut. Dann behalte deine Übersicht und bleib weg von uns. Denn bei uns verlierst du deine bourgeoise Seele. Bist ausgeliefert.“ Er spürt meine Gegenwehr, er hört meine Fragen und Sätze, bevor ich sie spreche. „Du

warst doch Ministrant. Siehst du – und bei uns bleibst du Ministrant, mit noch mehr Strenge und ohne den mystischen Schutz des Glaubens an die Ewigkeit.“

„Aber der Dichter Kocbek ist bei euch und hat seinen Glauben behalten, höre ich.“

„Ach der Kocbek. Die Genossen nehmen ihn nicht ernst – in seinem Traum vom linken Katholizismus. Und ich sage dir, sie haben recht. Du kannst nicht den Gedankenschirm von Gott zum Menschenstreit spannen, der platzt sofort. Die christlich-sozialistischen Fadenspinner sind ihrem Wesen nach gewaltlos, also wehrlos, von Anfang an. Sie sind leidend, nicht handelnd. Sie ergeben sich: Wer um meinet willen Bruder und Schwester und Haus und Hof verläßt ... nur dem verheißt Jesus die Erlösung im Himmelreich. In unserem Kampf geht es aber um Haus und Hof und Bruder und Schwester. Wer kann sie im Geist der Bergpredigt retten? Den Handlungsauftrag der Bergpredigt haben wir noch immer nicht verstanden oder können ihn hier zu Lande nicht anwenden: wenn dir einer den Mantel herunterreißt, laß ihm den Rock. Ein Verhaltenskodex, für den es in unserer Zeit keine Übersetzung gibt, keine Enträtselungsformel. Gewaltfreier Kampf ist nicht denkbar. Wenn sich der Feind an deiner Nachgiebigkeit ins Unermeßliche steigert, bleibt dir in letzter Folge nur der Märtyrertod und das Himmelreich. Er besiegelt das radikale Ende vollkommener Friedfertigkeit. Selig-wer-um-meines-Namens-willen Verfolgung leidet. Ihm wird im dialektischen Sprung der Himmel offenbart. Das Versprechen des ewigen Lebens. Du glaubst, der Verweis ist nicht zu ertragen? Das hat die Kirche erkannt. Sie scharft die ratlosen Nachfolger Christi um sich schon seit langem und schenkt den Friedfertigen den Begriff des gerechten Friedens. Das ist ein geteilter, bemessener, nach umstrittenem Maß zugeteilter Frieden, der Besitzansprüche und Trennlinien zeugt – um diese darf gekämpft werden. Seit Jahrhunderten sind wir aufgestellt und eingeteilt für den Krieg um den Frieden. Wem aber gehört der so heiß umstrittene Frieden, dir oder mir? Die jungen Menschen vor und in der Burg Turjak, diese Bauernburschen und Studenten, die Intellektuellen der beiden Seiten, sie starben für weniger, als eine gerechte Zukunft oder ihr ewiges Leben... Sie gingen zugrunde für die Besitztümer alter Männer hier und für die unbekanntenen Ansprüche politischer Funktionäre dort. Sie alle haben unschuldig den Tod erlitten – für die Machtziele ihrer Eliten. Keiner wagte, die

Friedfertigkeit als Kampfmittel weiterzudenken. Alle ergaben sich dem schamlosen Ansinnen, für jeweils andere zu kämpfen. Sie setzten dem Diktat der Gewalt nichts entgegen. Warum? Weil niemand den Erzählungen der alten Männer ausweichen konnte. Die blutigen Bilder aus dem großen Krieg ... Isonzo ... Verdun ... und 1915 die Schlacht um Belgrad, die Namen der Toten, die Orte, wo sie starben ... im kleinen Resonanzkasten der Familien klangen die Schrecken nach, erzeugten neue Bereitschaft zum Krieg. Alle waren sich einig, der Kampf ist unvermeidbar. Der Begriff der Unvermeidbarkeit nistete in allen Köpfen, die Waffen lagerten in den Kirchen und in den Scheunen.“

„Meine Mutter sagt, Ausweglosigkeit ist der Tod.“ Mischas Blick kommt von weit her, hält sich mit Mühe auf meinem Gesicht, „geh zu deiner Mutter,“ sagt er, „geh, und sei froh, daß du noch ein Kind bist und in eine andere Zeit entkommen kannst.“

„Ich will nicht, ich muß bei euch bleiben... um Serafina zu finden.“

„Die Kellnerin von Dreibrücken? Die mit den schönen langen Haaren, die bei uns Larissa hieß? Das Mädchen ist tot.“ Mischa hört kein Seufzen und kein Schluchzen, weil Fedja ihm nicht glaubt, weil die Nachricht nicht ankommt und einschlägt. „Sie ist tot. Frauen, die lieben, sind immer zwischen den Fronten. Ich kenne ihre Geschichte. Sie ging mit einem italienischen Soldaten, darum schoren ihr die Nachbarn die Haare. Die Genossen brachten sie also mit – weil sie so nicht in der Stadt bleiben wollte. Vor Želimje geriet sie in Gefangenschaft, die Weißgardisten machen keine Gefangenen. Man hat sie und andere erschossen. Vielleicht war es einer deiner Brüder? Oder deren Freunde? Frag sie doch, ob sie im Erschießungskommando gestanden haben. Für Serafina und die andren Toten ist es gleich. Geh zu deiner Mutter, Fedja, schau, daß du entkommst!“ Und Mischa gibt mir einen Schlag auf die Schulter, deutet nach Norden, und ich beginne zu laufen, immer schneller, hüpfte zwischen den Fuhrwerken und Menschenknäueln hin und her, Fedja befreit sich von allen diesen Hindernissen und läuft am Ufer Ljubljana hin, so schnell, daß er die Fugen nicht sehen, die Silben nicht mehr sagen kann: Se-ra-fi-na.